

Die Felle Welt

Nr. 23

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Aus dem Leben des Arno Strozzi.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung)

Einer sagte: „Wenn Du in Deine Heimat zurückkehrst, Goujanoff, so nimm mich mit in Eure Steppel“ — „Gern,“ erwiderte er,

„doch ob Du's aushältst?“ Wir sahen zu Strozzi hin, der ganz in sich versunken auf seinem Baumstumpf saß, den Kopf in die Hande gewühlt. Das tiefe Schweigen dieses Augenblicks verhielt uns allen den Atem. Es war, als ständen die Halme still und die Blätter an den Bäumen seien erstarrt. Wenn sich aber wo etwas regte, war es uns, als klinge es wie Seufzen und Stöhnen, und wir sahen zu Strozzi hin, ob es von ihm komme. Er sagte: „Darum ging auch Vittorio Strozzi in die Campagna.“

„Und ist umgekommen,“ ergänzte Goujanoff in einem düsteren und doch schneidenden Ton.

Es blieb still.

„Und ich kann auch nicht mehr!“ flöhnte als Antwort Strozzi vor sich hin. Dann stand er auf, müde und matt, und ging leise von uns, dem Dunkel des Waldes zu. Wir waren betroffen, — und doch atmeten wir auf. —

In jener Nacht war Strozzi von uns gegangen, und wir hatten ihn

nicht wiedergesehen. Er war nicht mehr ins Atelier gekommen. Dem Meister erging es wie uns: wir wurden das Gefühl

einer ständigen, fast geduldigen Erwartung nicht los. Es war wie eine Gewißheit in uns, die Tür müsse eines Tages ausgehen, und

Strozzi müsse eintreten. — In einer Ecke lag sein Ton, von keinem von uns berührt, verstaubt, vertrocknet und voller Sprünge, auf seinem Platz stand das Tonmodell des Dürstenden und daneben, verhängt, das fast halbfertige Werk in Marmor. Und daraus sprach es zu uns, daß doch eines Tages Strozzi kommen und es vollenden müsse.

Er fehlte uns. Obgleich er nicht viel gesprochen hatte, obgleich er nur immer sinnend oder still arbeitend unter uns gewesen war, er fehlte uns doch. Uns und dem Meister. Es war manchmal wie eine Feier, wenn unsere Hände ruhten und Strozzi's Marmorblock zur Betrachtung enthüllt war. Es war dann in uns wie Abendwerden, ein leises Nachtrauern, ein heimliches Wehsein. Und es war manchmal ein Gefühl in uns, wie wenn man über Trümmer geht, in Ruinen wandelt. Man sieht Herrlichkeiten, die Traum geworden, die man in Träumen wieder sieht, in denen man in Träumen lebt.



Antoine Watteau: Frühstück im Freien.

Nach einer Originalaufnahme von
Georg Sauskaengl, München.

Und es folgt allem der dunkle Nachklang einer weichen Melancholie, gegen die man sich wehrt, um nicht schwach zu sein.

Wir hatten Strozzi verloren. Wir hofften, sein Lebenswerk möge sich noch aufbauen und nichts möge verloren sein, und wir wehrten uns dagegen, daß es aus dem Werke seiner Hand aufsteige wie aus Trümmern und Vergangenseiten.

Goujanoff sagte einmal im Laufe einer langen Besprechung, die von den seltsamsten Betrachtungen erfüllt war: „Die Natur hat manchmal merkwürdige Grausamkeiten. Ihre feinsten Quellen verschleßt sie plötzlich, entweder, daß sie ihnen die Speisung versagt oder sie hindert, in Licht und Leben frei herauszutreten. Manche versiegen, die schwach und zart sind und nur bestimmt, in einer schweigenden Morgenfrühe in Waldeskühle zu treten. Andere, fast ebenso zart, haben längere Dauer. Schen und zage treten sie hervor, und ein Freund des Stillen kommt und fängt sie auf, und läßt sie aus einem feinornamentierten Brunnennund in einem schwachen, lieblichen Strahle in eine grünemooste Muschel sich ergießen, aus der Schmetterlinge trinken, und um die einsame Blumen blühen, die von ihrer Kühle und Feuchte gelobt werden. Dann sind aber noch andere, die sind nicht zum Spiel, und es gibt kein Spiel für sie. Sie sind groß und stark vom Urquell aus. Sie erstarken noch am Widerstand und sprengen die Erde, die ihnen verschlossen ist. Sie steigen zutage. Sie sind nützlich und voller Segen, und sie haben Fülle für jeden, der von ihnen begehrt. Solche Quellen sind die Menschen, und ganz solcher Art. Zu Hause bei uns war ein Greis, der hat mit Sympathien Krankheiten geheilt, bei Menschen und Tieren; und war sehr verehrt darum. Ich war viel um ihn. Der sagte oft, wenn er eine Auslegung gemacht hatte, die das Schicksal anging: Ihr müßt werden wie die Starken, es liegt mehr an Euch, als Ihr glaubt, und das Leben gehorcht immer dem, der es gehorsam zu leben versteht.“

Wir hießen Goujanoff den „Priester“ unter uns, wir nannten ihn auch den „Seher“. Oft kam es uns vor, er spiele nur eine Rolle, dann traf ihn unser Spott. Aber wieder verstand er es so trefflich, uns in seine Art und Gedanken zu bannen, daß wir jeden Zweifel und Spott verlernten.

Er war eben wie er war, hatte sich so gemacht und war durch Umstände so geworden; gefiel sich auch wohl so. Er hatte eine schwere Jugend gehabt und hatte viel gelitten, war viel allein mit sich und viel allein mit der Natur gewesen. Das hatte er uns oft erzählt. Und er hatte hinzugefügt: „Ich habe früh fast nur mit alten Leuten gelebt, die meine Freunde waren. Da habe ich schon Betrachtungen und Weisheit gehört, die ich andächtig mir aneignete. Darum bin ich nun manchmal der Seher für Euch. Ihr könntet es auch sein, wenn Ihr Euch mehr auf die Betrachtungen des Lebens und die Vergleiche der Geschehnisse geübt hättet. Das ganze Geheimnis ist, daß ich nichts für sich allein betrachte, sondern immer im Vergleich und als Glied einer Kette. Ihr glaubt nicht, wie das gewiß und gelassen und „vorsehend“ macht. Dabei ist mir die Unart zur Gewohnheit geworden, daß ich immer in Vergleichen und im Ton der Märchen und Legenden spreche. Ihr dürft mich deshalb wohl verspotten, vielleicht verdiene ich es, und vielleicht bin ich auch manchmal lächerlich darin. Aber es half mir auch die Gedanken tragen und lockte sie manchmal heraus. Ich bin nicht mehr als Ihr und weiß auch nicht mehr. Aber von unserem Strozzi weiß ich, daß wir nichts mehr für ihn zu tun haben — er tut, was für ihn notwendig ist, entweder von selbst, oder er findet eine Hilfe, die wir nicht kennen. Oder er geht gänzlich verloren. Galtet mir's zugute — das ist wie ein Orakel —, aber viel-

leicht ist es doch mehr, durch die Goffnung, die wir hineinlegen. Verbrechen wir uns die Sköpfe nicht!“

Strozzi schien sich versteckt zu haben. Er hatte sein Logis gewechselt, und wir konnten seine Spur nicht finden. Aber jeder von uns blieb beständig in Gedanken mit ihm beschäftigt, trotz der sich mehr und mehr verlängernden Trennungszeit. Mancher Gang und Umweg, einzeln oder mit den andern zusammen unternommen, ward von der Suche nach ihm bestimmt. Wenn er nicht in die Fremde gewandert, nicht in seine Heimat etwa zurückgekehrt war, mußte er ja irgendwie zu finden sein.

Eine eigene Meinung von der Beziehung Goujanoffs zu Strozzi bildete sich nun auch mählich in uns. Die einen meinten, er müsse seinen Aufenthalt kennen, die anderen vertrauten wenigstens, er müsse ihn finden. Aber Goujanoff tat nichts anderes als wir und verhielt sich wie wir, und es war eigentlich nichts vorhanden, womit wir unsere Meinungen hätten begründen können.

Strozzi's Platz war noch leer.

Da kam eines Tages Clarisse. Wir kannten Clarisse ja alle, persönlich und durch das, was von ihr erzählt wurde. Und es wurde viel von ihr erzählt.

Sie war ein sehr bekanntes Modell, und es war kein großer Bildhauer, der ihr nicht höher als allen anderen die Stunden bezahlt hätte. Nur in unser Atelier hatten wir sie nie bringen können. Sie hatte jede Aufforderung dazu kurzweg abgeschlagen. Sie gab keinen bestimmten Grund für ihre Ablehnung an.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „aber zu Euch will ich nicht, und wenn Ihr mir alles bietet.“

Clarisse war ein außergewöhnliches Mädchen, das sich in jeder Beziehung von den übrigen Modellen unterschied. Man bestaunte besonders an ihr, daß sie unnahbar sei. Sie stehe Modell, aber sie tue nicht mehr. Keiner habe es zu einer Annäherung bei ihr bringen können. Wer es versucht habe, sei abgewiesen worden. Sie sei kalt wie Marmor, hieß es von ihr. Kalt, wie ihr Körper weiß sei, sagten einige. Andere sagten, in ihrer Seele sei es unheimlich wie das Schwarz ihrer Augen. Hinter ihren Wimpern lauere Verderben. Sie wisse das selbst. Darum hebe sie sie vor keinem auf, der nach ihr schmachte.

Man erzählte sich merkwürdige und unheimliche Geschichten von ihr. Ihre Mutter sei selbst eine sonderbare und problematische Frau, der Tochter gut aus Egoismus und mit der Liebe zur Tochter, die sich nur befriedigen könne, wenn diese vollständig ihre Kreatur sei. Es hätten sich schon seltsame und hartnäckige Kämpfe zwischen den beiden abgespielt, nicht weil die Tochter einen Fehltritt begangen oder habe begehen wollen, sondern weil sie ihren eigenen Willen und ihre Freiheit gefordert habe. Ein solcher Kampf zwischen Mutter und Kind habe gerade jetzt wieder gespielt, da Clarisse den seltenen Schritt vom Modell zur selbsttätigen Künstlerin habe tun wollen. Clarisse lebte mit ihrer Mutter zusammen. Diese war früher ebenfalls Modell gewesen. Eines der berühmtesten Denkmäler schmückte ihre Gestalt. Der Schöpfer dieses Denkmals sei der Vater der Clarisse. Und so spann die Mythe weiter: der Vater der Clarisse sei auch der Vater unseres Meisters. Darum gehe sie nie in unser Atelier, um Modell zu stehen.

Eine Geschichte wurde als wahr eifrigst verbreitet. Ihr Vater habe chelos gehandelt an ihrer Mutter, als sie ihm bekannt habe, daß sie sich Mutter fühle. Nach Versuchen und Szenen habe sie sich endlich zurückgezogen. Vielleicht sei sie auch abgefunden worden. In äußeren und inneren Kämpfen habe sich dann ihr Leben abgespielt, und die Gedanken des Hasses und der Rache seien gewachsen und gewachsen in ihr. Alles Leichte und aller Leichtsinns seien wie weg-

gewischt gewesen, und alles sei Härte und Saß in ihr geworden. Sie war ganz und gar anders gewesen als alle anderen Modelle, die das gleiche schon erlebt hatten. Sie habe ihr Kind, das wachsende Leben in ihrem Schoße verflucht, daß es jedem Lebendigen und besonders jedem weiblichen Gefühl tot sein sollte. Und daß ihr Fluch sich erfülle, sei sie von Monat zu Monat in allen Vollmondnächten zu dem Denkmal gegangen, das ihre nackte Gestalt in Marmor trägt, und habe den Marmor angestarrt, gestarrt und gestarrt, daß so weiß und kalt ihr Kind werden sollte, so weiß und kalt und starr wie der Marmor; kein lebendiges, warmes Fleisch, kein frisches, heißes Blut, kein Fühlen und Begehren, nur Stein. Und in der ersten Vollmondnacht, da sie die Regung des Lebens in ihrem Schoße gefühlt, daß das Ungeborene ihrem Fluche nicht entrinne, habe sie die Kleider von ihrem Leibe geworfen und habe nackt vor ihrem weißen Steinbilde gestanden, daß der Mond sie beide bescheine und den Zauber auf ihren Körper übe und ihr Kind, von dem sie die gewisse Einbildung und Vorstellung hatte, daß es ein Mädchen werden müsse, schön bilde, den Männern zum Verderben — aber fühllos wie den Stein — den Männern zum Verderben. Bewahrt sollte sie vor ihnen sein.

So kam Clarisse zur Welt, verflucht und vaterlos, verstoßen. So wuchs sie heran — der Leib wie Marmor —, wie es die Mutter gewünscht hatte. Und mit den unheimlichen Augen der Mutter auch, die im Mondschein auf den Marmor starren und Fluch und Leid aussprechen und die Dunkelheiten vorbestimmenden Schicksals. In denen Abgründe liegen und Schatten, die sich von dem Lichte abkehren und vom Tage, und Licht und Tag nicht begehren — und in denen der Zauber der Mondnacht ruht. Der Zauber der Mondnacht und ein Widerschein der Schönheit, und die darum nur um so eigenartiger, fremd und verwandt zugleich, und unheimlicher locken und unentrinnbar bannen. Mancher hat sie nie vergessen und hat ihre Erinnerung fränkend in der Seele behalten. War er aber ein Künstler, — und er war es wohl, denn wer anders hatte Clarisse je genauer gesehen! — so trug sein Werk für immer den Stempel davon. Oft aber auch sein Name den Ruhm.

Noch ziemlich jung war Clarisse Modell geworden. Der Verdienst kam der Mutter zustatten, die von Jahr zu Jahr weniger begehrt wurde. Clarisse aber war eine Seltenheit, das sah ihr geübtes Auge, die sich bezahlt machen konnte. Um die man sich werde reißen müssen, die kaum einem Atelier entbehrlich war. So war's denn auch.

Ein paar Jahre hatte Clarisse auf diese Art ihr Brot verdient, da brachte der Zufall die Entdeckung ihres Talent. Sie hatte öfters mit dem nassen Ton gespielt und Figuren geknetet, so wie Kinder gern tun. Sie hatte wiederholt dasselbe Spiel getrieben, und es war ihr bald zur Gewohnheit, zu einer ihren Willen beherrschenden Notwendigkeit geworden. Aus dem Spiele hatte sich ein Arbeiten herausgebildet. So unfertig auch das war, was sie zustande gebracht hatte, es bewies genugsam ihre Anlage. Man nahm Interesse an ihr und förderte sie. Sie arbeitete von nun an als Bildhauerin.

Das hatte freilich auch einen heißen Kampf mit ihrer Mutter zur Folge. Aber in Clarisse hatte alles Wollen nur seine einzige und gerade Richtung.

Was das Treibende in ihr war, dem mußte sie folgen, da gab es kein Hin und Her und keine Rücksicht. Die Mutter sah wohl ein, daß ihr hier etwas aus den Händen glitt, aber sie nahm es schließlich nicht wert und wichtig genug; es mochte gleiten, es blieb ihr immer noch genug zum Festhalten.

Aber dem Ersten folgte das Zweite — Clarisse war auf ihren eignen Weg getreten: sie kam in unser Atelier.

Goujanoff hatte Clarisse zu uns gebracht. Er hatte dem Meister tags zuvor kleine Figuren und Skizzen von ihrer Hand gezeigt und ihn zur Aufnahme überredet. Es war ihm gelungen.

Goujanoff trat mit Clarisse bei uns ein. Er führte sie an den Platz Strozzi's, der noch unbefestigt war.

„Hier ist ein Platz für Dich, Clarisse,“ sagte er zu ihr. Clarisse verhielt sich dabei seltsam gegen den Meister. Sie tat, als gehe er sie gar nichts an. Sie überfah ihn. Und er selbst, als er einen Augenblick sinnend vor ihr gestanden hatte, trat auf die Seite.

„Sie wollen bei mir arbeiten?“ hatte er gestammelt.

„Ja, wenn ich darf,“ hatte sie gesagt.

„Ja, tun Sie es —“ hatte er darauf verlegen geantwortet. „Das ist der Platz von dem jungen Strozzi, ja, da können Sie arbeiten, Clarisse.“

Das war alles. Und so blieb es zwischen den beiden. In unserem Atelier aber war es von diesem Tage an, als sei alles Laute verboten, alles Laute und Leichte, und man müsse mit gedämpfter Stimme sprechen und seine Worte wählen, und man dürfe nur auf den Behen gehen und nicht hart auftreten.

Goujanoff sahen wir seither mit halber Scheu an und betrachteten ihn wie ein bestimmendes Glied in einem verborgenen Zusammenhang, der an kein Ding rührte, ohne ihm einen besonderen Zweck zu geben, und dessen Handeln einer Absicht folgte, die wir nicht durchschauen und begreifen konnten. —

Clarisse arbeitete bei uns. Sie machte ihre kleinen Figuren, die mehr Laune zu haben schienen als Wert. Es blieb alles ein wenig Spiel, und bezeichnenderweise war alles, was sie bildete, klein. Nie nackt. Nie eine weibliche Figur. Nie Fleisch. Ein gutes Auge für eine charakteristische Bewegung oder Haltung, für eine Gutform und die Art des Tragens, die Art, die Hände in die Taschen zu stecken oder den Stock unter den Arm zu nehmen, manchmal ein leiser Zug von Satire, eine mitleidige Ironie darin, aber nicht weiterer Gehalt. Doch in all dem eine besondere Spezialität und Force.

In ihren Arbeiten hatte Clarisse das, was unser Meister „kleiner Horizont“ zu nennen pflegte. Es blieb in allem gewissermaßen das geistige Niveau des Modells, seine Kleinheit und Enge, kein selbstgeschaffenes und erfaktes Weltbild, kein Beschauen des Lebens, sondern mehr ein neugieriges, ein wenig kindlich-interessiertes Betrachten, selbst dabei zu viel ans Ganze und im Ganzen verloren, um mehr erschaffen zu können, als nur Einzelheiten, die aufgefassen. Aber darin war die Clarisse oft zu bestaunen, wie das bei den Arbeiten solcher Leute nicht selten ist, zu deren sonstigem Unvermögen sich ein kleines Vermögen in einer um so bemerkenswerteren Größe stellt. Und oft findet man ja auch in dem Kleinen und Unzulänglichen mehr, als es enthält, weil es reizt, etwas hineinzulegen, und weil man im Schülerhaften und Unvermögenden gern die Fragmente der Meisterschaft erblickt und sich selbst mit seinem besonderen Geschmaack und Entdeckersinn dabei auszeichnen kann. Solcher Art waren die Arbeiten der Clarisse, und wenn wirklich der Vater unseres Meisters auch ihr Vater war, so hatte sie gewiß die künstlerische Veranlagung von ihm ererbt, aber diese war — man möchte direkt den Einfluß der Mutter sehen — in einer engen Begrenzung gehalten worden, in einem festen Kreis, in dem sie ihre Besonderheiten und kleinen Interessantheiten gewann, aber zugleich auch ihre Mängel erwarb.

Es fehlte nicht, daß im Atelier einige waren, die über einzelnes, was die Clarisse ge-

bildet hatte, völlig außer sich geraten konnten und einen Tiefstimm in ihre Erzeugnisse hineinlegten, den die anderen, weil ihnen selbst der „tiefe Sinn“ fehle, nicht goutieren konnten. Denn diese anderen fanden sie des Goutierens und Streitens insbesondere nicht der Mühe wert, sie sahen bestenfalls interessante Zwecklosigkeiten, wie sie sagten, in ihnen, und in heißen Debatten drückten sie es noch schärfer aus und nannten es Dilettantismus und Impotenz.

Ueber all dem behielt die Clarisse ihre Wirkung. Ihre Wirkung in ihrem Verhältnis zum Meister, das die Stimmung des Ateliers schön und dauernd festhielt, die Wirkung ihrer Schönheit, ihres Wesens, ihrer Persönlichkeit. Ganz besonders aber beeinflusste sie uns, geradezu faszinierend oft, in ihrer Art, wie sie Kunstwerke genoss. Das heißt, es war ja meist nicht das, was sie sagte; es war der Eindruck der Werke überhaupt, die Verwandlung, die dabei mit ihr vorging, der hypnotische Einfluß, den sie übten und dem sie nachgab und gänzlich unterlag. So war es, als ihr Goujanoff eines Tages die Arbeit Strozzi's zeigte. (Fortsetzung folgt.)

Der Schmied.

Kaum graut der Morgen,
Kaum grüßt der Tag:
Dampf aus der Schmiede
Dröhnt Schlag auf Schlag.

Der Schmied, ein Recke
Und hart wie Stein,
An loh'nder Esse
Im Feuerchein:

Mit Hammerschlägen
Schier ohne Zahl
Streckt er das Eisen,
Schweiß er den Stahl.

Und Tropfen perlen
Von Stirn und Hand . . .
Und immer neue
Verschlingt der Sand.

So hämmert der Schmied
Sein Erdenlos;
Das Leben ist Mühsal, —
Die Mühsal groß . . .

Bernhard Wilhelm.

Antoine Watteau.

Von Wilhelm Hausenstein.

Als der Maler Watteau lebte, war Frankreichs öffentliches Leben ein einziges großes Abenteuer. Der alternde Ludwig XIV. suchte seine Europa beunruhigende Eroberungspolitik fortzusetzen, die ihm jahrzehntelang so gut gegliückt war. Aber die Teilnahme am spanischen Erbfolgekrieg, der entscheiden sollte, ob in Spanien ein Habsburger oder ein französischer Bourbon regieren dürfe, brachte Frankreich an den Rand des Unterganges. Zwar bekam Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, die spanische Krone; aber Frankreich erstickte in den Schulden des Staates. Der Hof versiel in eine akute Frömmigkeit, deren Regisseuse die Mätresse des alten Königs, Madame de Maintenon, gewesen ist. Zwei kleine Minderheiten hatten den furchtbaren Krieg überstanden: einmal der Adel, wiewohl er in den großen Entscheidungsschlachten von Turin, Malplaquet und Dudenarden den alten Ruhm der französischen Waffen nicht aufrechterhalten hatte, und dann die junge Großbourgeoisie. Sie hatte sich an Lieferungen für die Armee bereichert und dem Staat die Summen vorgestreckt, um deren willen er nun an der Grenze des Bankrotts hinlarierte.

Zum Ueberfluß bestieg nach dem Ende Ludwigs XIV., das vom Volk mit lauten Verwünschungen begleitet wurde, ein Lebemann ohne gleichen den Thron. Das war der Herzog Philipp von Orleans, der Sohn der Liselotte von der Pfalz: eine nicht unbegabte, doch ganz verwüstete Natur. Er führte die Regierung für den unmündigen Ludwig XV. und unterließ dabei nicht, sich mehr Macht anzueignen, als ihm vom Testament Ludwigs XIV. vergönnt war. Da sich der Regent in der Lage des Usurpators befand und obendrein seine Geschöpfe in gute Stellen brachte, entstand im Lager der alten Hofpartei, die aus den Tagen Ludwigs XIV. und der Maintenon stammte, eine Opposition. Philipp hatte gegen diese Opposition gewisse Mittel. Hatte Ludwig XIV. im Jahre 1685 durch die Aufhebung des Duldungsdeliktes von Nantes die französischen Protestanten mit übler Cäsarenbigotterie in Massen aus Frankreich verjagt und hatte er die reformistische Richtung im Katholizismus verfolgt, die sich an den Namen des blämischen Bischofs Jansenius knüpfte und in Frankreich so tiefe religiöse Denker wie Pascal zu ihren Anhängern zählte, so begünstigte der Regent die religiösen Reformbestrebungen; natürlich nur in der nüchternen Absicht, die jesuitisch-ultramontane alte Hofpartei zu schwächen. Wichtiger war das zweite Mittel, mit dem der Regent die Opposition dieser alten Hofpartei bekämpfte. Diese Partei war, wie man sich denken kann, hochfendal. Philipp begünstigte, den Alfendalen zum Troste, die junge französische Großbourgeoisie, die im Handel reich geworden war. Zudem er diese Gruppe von Finanziers begünstigte, balancierte er den Einfluß der altfeudalen Hofpartei — und zugleich kam er zu dem Gelde, das er allerdings weniger für die Staatsbedürfnisse als für seine Orgien zu verwenden pflegte.

Der berühmteste Zug dieser bourgeoisfreundlichen Politik des Regenten war die Begünstigung des schottischen Wörsenspekulanten John Law, der von 1671 bis 1729 gelebt hat. Law gründete 1716 in Paris eine Privatbank. Er wußte den Regenten dafür zu interessieren und dieser machte 1718 aus Laws Gründung eine Staatsbank. Laws System bestand darin, zahllose Bankzettel auszugeben, ohne eine auch nur annähernd genügende Menge von Edelmetall zu besitzen, mit der die auf den Bankzetteln verzeichneten Wertbeträge hätten eingelöst werden können. Es handelte sich also um eine äußerst unreele Anspannung des staatlichen Credits. Im ganzen hat Law 3½ Milliarden Bankzettel ausgegeben. Um die nämliche Zeit gründete er eine Handelsgesellschaft auf Aktien zum Zweck kolonialpolitischer Ausbeutung Kanadas und des Mississippigebietes. Diese Mississippigesellschaft syndizierte er alsbald mit der französisch-ostindischen Handelskompanie. Bald veranlaßte er die Regierung, dem mächtigen Handelsyndikat die Pachtung der Staatsgefälle zu überlassen: das Syndikat erhielt in der Tat die Pacht des staatlichen Tabaksmonopols, die Steuergeneralpacht, das Münzrecht und die Verwaltung der öffentlichen Einnahmen. Aber eines Tages wurden der Zettelbank allzu zahlreiche Zettel zur Einlösung präsentiert. Die Deckung fand sich nicht und nun flossen panikartig alle Bankzettel zur Bank zurück, um Deckung in Edelmetall zu heischen. Der Kurs der Zettel sank rapid. Der Regent bekleidete Law, um ihm Autorität zu geben, mit dem Titel des Staatsrates. Er befahl den Untertanen — das heißt: den Geringeren — gar Ablieferung alles Goldes und Silbers bei Strafe der Konfiskation und verbot das Tragen und den Besitz von Kleinodien bei der nämlichen Strafe. Die Bank wurde mit dem Handelsyndikat vereinigt, der Nennwert der Bankzettel auf die Hälfte herabgesetzt, der Metallkurs

erhöht. Aber nichts half. Lavo entkam mit Mühe nach Belgien. Die kleinen und mittleren Leute waren ruiniert. Auch Maler wie Gillot und Watteau waren dem ungeheuren Schwindel zum Opfer gefallen.

Aber diese Verhältnisse hinderten den Hof des Regenten nicht, sich zu amüsieren. Es war das Amüsément der bewußten Bankerotteure, die da sagten: nach uns die Sintflut! Die Vergnügungen solcher Bankerotteure pflegen nicht immer gewählt zu sein. Ein Kunsthistoriker der Pariser Universität, Séailles, hat die Feste des Regenten so geschildert: „Die Mahlzeiten des Regenten sind nichts als die dreckigsten Ausschweifungen, bei denen die Bestie zum Vorschein kommt und sich im Kot wälzt, bei denen das Vergnügen sich zu einer Raserei steigert und das Bedürfnis hat, fanatienhaft zu werden. Durch eine Art von Wahnsinn fortgerissen, werden die Gelbinnen der Zeit — die Suren des Regenten — zu gierigem Vieh: sie füllen sich mit Delikatessen, bis sie sich übergeben, trinken sich die schwersten Mäuse an, rülpsen Zotenlieder und machen Kasernenwitze.“ So lebte man bei Hofe. Es wäre indes verfehrt, dies Bild allzu sehr zu verallgemeinern. Die durch die ökonomische und politische Unsicherheit erzeugte Weltuntergangsstimmung äußerte sich nicht bloß in wüsten Bacchanalien. Diese Bacchanalien waren nur der Abschluß. Die Kultur der Bankerotteure und Gründer und des von ihnen ziemlich abhängigen Adels war in gewissen Richtungen sogar sehr fein. Es bildete sich jener genießerhafte, ironisch überlegene Lebensston heraus, den man das Rokoko nennt.

Es war ein fortgesetzter, unbedenklicher, sehr eleganter Karneval mit lebenskünstlerischen Qualitäten.

Das ist eine etwas lange Einleitung. Aber je weniger die bürgerliche Kunstgeschichtsschreibung sich bemüht, die Künste in ihrem Verhältnis zu den öffentlichen Kulturzuständen zu sehen, desto mehr haben wir die Aufgabe, das zu besorgen. Und nur wenn wir das tun, wird uns die Kunst eines Watteau zu einer deutlichen Erscheinung. Es genügt nicht, daß wir uns ihr gegenüber mit einigen ästhetischen Glossen behelfen. Wir wollen sie als die Neußerung eines Zeitalters begreifen, denn das ist sie.

Aber sie ist auch die Neußerung einer ungewöhnlich mächtigen Persönlichkeit. Auch die

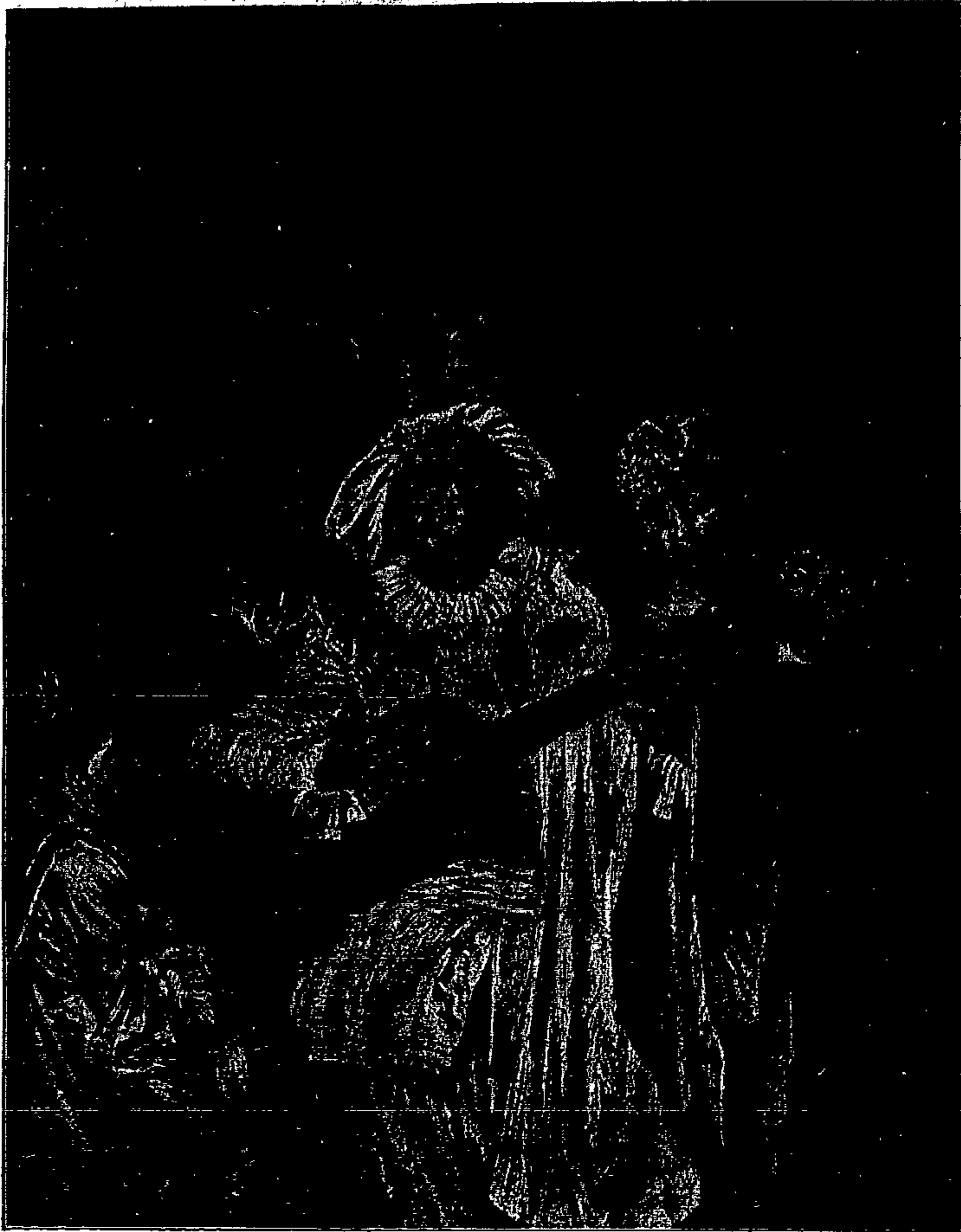
Persönlichkeit müssen wir betrachten. Erst aus ihrer Kreuzung mit der Zeitkultur entstand das Kunstwerk.

Antoine Watteau kam am 10. Oktober 1684 zu Valenciennes zur Welt. Er war also Niederländer und nur politisch Franzose, da Valenciennes 1678 von Ludwig XIV. zu Frankreich geschlagen war. Der Vater Watteaus war Dachbedermeister in ordentlichen Verhältnissen und wünschte, den Sohn dem nützlichen väterlichen Gewerbe zuzuführen. Aber der junge Watteau

Jüngling zuweilen eine Suppe. Bei der Arbeit selber hatte Watteau es verhältnismäßig gut getroffen: denn während die Malerengenossen immer nur Teilarbeit machen, also etwa bloß blaue Himmel oder grüne Bäume oder weiße Wolken malen durften, hatte der begabte Watteau das Vorrecht, ganze Figuren herstellen zu dürfen. Er malte seinem Bourgeois den heiligen Nikolaus tugendweise.

Der erste und einzige bedeutende Lehrer, den Watteau fand, war Claude Gillot. Gillot

ist ein Gentle gewesen und er wäre es längst wert, daß ihm eine Monographie gewidmet würde. Er hat alles Mögliche gemacht: Buchillustrationen aller Stages, Delibälle, die häuerliche Festtreiben, auch elegante Gesellschaftsszenen und Theaterszenen zeigen, kunstgewerbliche Entwürfe für Möbel und Kostüme. Er war der echte Rokokokünstler, von dem man diese glückliche, wahrhaft stilbildende Vielseitigkeit forderte. Watteau arbeitete längere Zeit bei diesem Künstler. Persönliche Gegensätze trieben die beiden bedeutenden Maler schließlich auseinander. Darauf trat Watteau bei dem Maler Claude Audran als Gehilfe ein. Da gab es für ihn nicht viel zu lernen, denn Audran war kein Heros der Malerei. Aber Audran war Kustos der Sammlungen des Luxembourgpalastes in Paris und des Palais borg eine ganze Reihe von Monumentalgemälden des Rubens, die Watteau begeistert studierte. Und um das Luxembourgpalais herum war ein Park mit herrlichen Bäumen und feingepflegten Rasenflächen, auf denen Damen und Herren der vornehmen Gesellschaft ihre Liebesspiele spiel-



Antoine Watteau: Komödienszene.

Nach einer Originalaufnahme von Franz Hauska in G. München

wollte malen und erreichte schließlich mit Mühe von dem widerstrebenden Väter die Erlaubnis, bei einem geringen Maler der Stadt in die Lehre zu gehen. Ein Fortkommen war in Valenciennes aber nicht möglich. Eines Tages machte Watteau sich fast fluchtartig auf, um nach Paris überzusiedeln. Dort fand er Stellung als Gehilfe eines Dekorateurs aus seiner Heimat, der in der Oper malte. Als diese Arbeit getan war, trat er in Manufakturen ein, in denen kundige Kapitalisten von Lehrlingen minderwertige Silberware für den Massenverkauf herstellen ließen. Bei einem solchen Kerl war Watteau um einen Wochenlohn von drei Franken eingestellt. Aus Barmherzigkeit gab die Meisterin dem zarten, brustschwachen

ten. In diesem Park hat Watteau nach der Natur gemalt. Die Bäume auf Watteaus Bildern sind keine Kulissenbäume wie die bei anderen Malern der Zeit. Sie sind Leben. Und so sind auch die Figuren nicht Theaterpuppen, sondern wirkliche Menschen mit einem unmittelbaren, entzündeten Triebleben. Watteau hatte immer alles gesehen, was er malte — allerdings auch nur gesehen. Er, der kränkliche Maler, war nur zum Zuschauer geboren.

Da Watteau von Audran ausgebeutet wurde, wollte er loskommen. Es gelang ihm, ein Bild zu verkaufen. Mit dem Erlös befruchtete er eine Reise in die Heimat. Es war um 1709, als Watteau nach Valenciennes zurückkehrte. Eben damals war die Stadt der schönen Spitzen

vom spanischen Erbfolgekrieg umtobt. Das Lagerleben, die Märsche und Gefechte gaben dem Künstler Modelle zu zahlreichen sehr bemerkenswerten Darstellungen in Oelfarbe und in der Radierung. Die Verührung mit dem heimatischen Boden gab dem Künstler noch ein zweites Stoffgebiet, auf das ihn indes vielleicht schon Willot verwiesen hatte: Watteau malte Dauernbilder in der Art des Niederländers Teniers, doch leichter, grazioser. — Aber der eigentliche Watteau entwickelte sich erst nach der Wiederkehr in die französische Hauptstadt. 1712 tauchte er wieder in Paris auf. Dort beschäftigte ihn ein reicher Großbürger, der Finanzmann Crozat. Hier haben wir einen Zusammenhang der Kunst Watteaus mit den sozialökonomischen Zeitströmungen: ein reicher Bürger von ungewöhnlichem Geschmack schafft der Kunst Watteaus die wirtschaftlichen Fundamente, die Gelegen-

zu werden. Aber Watteau machte sich aus dem offiziellen Spektakel so wenig, daß er das Bild, das der bestimmten Aufnahme vorangehen mußte, erst 1716 malte. — Es ist nicht ganz ersichtlich, weshalb Watteau, nachdem er sich in Paris eine günstige Position geschaffen hatte, Paris verließ, um nach London überzusiedeln. Vielleicht erhoffte er dort größeres Verständnis. Vielleicht lockten ihn Probleme der englischen Atmosphäre und Landschaft. Vielleicht suchte er eine gewisse Einsamkeit in der fremden Stadt. Vielleicht hatte er auch viel persönlichere Gründe. Wir wissen es nicht. Aber dies ist Tatsache, daß ihn das englische Klima rascher ruinierte als es das französische getan haben würde. Kaum zurückgekehrt, starb Watteau, der zeit lebensbrustkrank gewesen war, in Nogent bei Paris. Es war am 18. Juli 1721. Er war nicht 37 Jahre alt geworden. Aber er

heiten. Zulienne war ein anderer Gönner der nämlichen Art. Diese beiden Plutokraten sind es gewesen, die Watteau Arbeitsgelegenheit gegeben haben. Sie waren auch die Herolde seines Ruhmes. Es ist fraglich, ob Watteau so rasch öffentliche Anerkennung gefunden hätte, wenn nicht die beiden Großkapitalisten hinter ihm gestanden wären. Aber so fand Watteau bald den Weg zur höchsten der Ehren, die das damalige Frankreich dem Künstler erweisen konnte: den Zugang zur königlichen Akademie. Schon 1712 wurde er für geeignet erklärt, Akademienmitglied

Decoratives Gemälde von A. Watteau.

hatte in diesem kurzen Leben ungeheures geleistet. Sein Lebenswerk umfaßte etwa 700 fertige Bilder und Tausende von Zeichnungen. In diesem Lebenswerk ist vielerlei: da gibt es außer Soldaten und Bauern viel Komödien-szenen, dann sogenannte Chinoiserienbilder mit chinesischen Motiven, wie sie das Zeitalter liebte, und sogenannte Singerten (von *singe* [französisch] = Affe), auf denen Affen in menschlichen Funktionen erschienen. Aber die Hauptsache ist im Werk Watteaus die galante Szene des Rokoko. Watteau ist geradezu der Klassiker



des Mokofo, seine Lebenszeit die Blüte dieser Kultur. Eines dieser Mokokobilder zeigt den Typus des galanten Kavaliere der Lampperiode. Der Titel des Bildes ist L'indifférent — der Gleichgültige, der seine Herr, der auf die Dinge pfeift. Es ist ein Stutzer in glänzendem seidnen Gewand und flaumbefegten Dreispitz; er kommt mit tänzelnden Waden, arroganter Nase und wippt mit den Fingern. Das ist vollkommen die Lebensstimmung der Bankzettzeit.

Ein anderes Bild zeigt ein engverschlungenes Liebespaar der Hautevolée. Die beiden küssen sich, während ein Herr mit frechem Gesicht ein freches, anzügliches Couplet auf der Mandoline dazu kimpert.

Mehrere Bilder zeigen dieselbe Dame in Rückenansicht. Sie präsentiert dem Beschauer die berühmte Watteauafalte: einen hochansehenden Pli, der üppig bis zum Boden herabfließt. Es ist, als ob Watteau die zierliche, schlanke Frau geliebt hätte. Aber er wagte es nur dann, sie zu malen, wenn ihr Gesicht abgewendet war. Man denkt sich den Maler, wie er an heimlicher Stelle auf einer Terrassenbalustrade des Luxembourggartens sitzt und in die Welt der Menschen hinausblickt, die ihr Leben in vollenügen austrinken, wenn die schweren Bäume eine laue Dämmerung spenden, der Himmel drüben abendlich aufglüht und die tiefen, provokanten Töne der Gitarren und Mandolinen mit den Blütendüften und den Parfums und dem Rauschen der seidnen Roben die Luft erfüllen.

Das Leben der halb feudalen, halb großbürgerlichen Mokokogesellschaft, die Watteau malte, hatte eine blendende sinnliche Politur. Die Orgien, die Philipp feierte, hat Watteau kaum gesehen. Hätte er sie gesehen, so hätte er sie nicht gemalt. Er malte die Präliminarien der Liebe, die anreizenden Vorspiele, die hors d'oeuvres: die ersten Annäherungen der Galanterie, nicht das brünstige Zugreifen. Er malte jene Momente der Erwartung, der halben Erfüllung, in denen die Liebe schöner ist als in den Augenblicken der Befriedigung. Er malte das Warten: Watteau der Kränkliche, der Ausgeschlossene, der arme Pierrot, den die leichte Colombine wegen seiner Melancholie betrügt.

Und dies ist sicher: Watteau trug in dies Warten unendlich viel von den Zaubern seiner eigenen Seele hinein. Selbst das Warten war ihm ja verwehrt. Er war nur Publikum, nur Betrachter: nervös, farsastisch, beinahe menschenfeindlich, mißzufrieden und schweigsam und schen. Solche Menschen dachten. Und Watteau war ein Dichter. Wohl war er auch ein Realist. Er pflegte die Dinge mit bitterer Schärfe zu betrachten. Aber er war zu reich, die Dinge, die Menschen auf ihre Gemeinheit festzunageln. Er nahm die Elemente des Lebens, die er vorfand, tauchte sie in seine tiefe Seele und brachte sie geläutert wieder hervor.

Man befehe ein Bild wie die „Einschiffung nach der Liebesinsel“. Es ist — nebenbei — das Bild, mit dem er 1717 Akademiker wurde und das sich in zwei etwas verschiedenen Exemplaren erhalten hat. Das eine ist im Louvre, das andere seit Friedrich II., dem Watteauliebhaber, im Besitz der Hohenzollern. Man muß, ist man nicht blind, erkennen: hier wird die Wirklichkeit von einem dithyrambischen Geist gestaltet. Dies Wehen und Sichschmiegen der Liebe, dies Klüstern und Küssen und Umarmen — das alles ist in diesem Bilde mit einem Duft von Keuschheit, ja von Religiosität umwoben. Es heißt, daß Watteau fromm gewesen sei. Ist dies wahr, so war seine Frömmigkeit die des Mannes, dem die Liebe ebenso unerreichbar und heilig ist wie der Himmel.

Das, was an Watteaus Bildern als dionysische Größe wirkt, ist das Werk seiner tiefen

Seele. Die Zeit war viel unansehnlicher. Das Große ist dies: daß Watteau es verschmähte, seine Zeit zu ignorieren, und daß er mutig hinging, sie in ihrer Wirklichkeit zu sehen und ihr einen künstlerischen Ausdruck zu geben, der seelisch und malerisch zu den größten Stilen aller Zeiten gehört.



Der Blindmoll.

Von A. Rettig.

Reine, abgeflachte, braune Erdhügel überragen in regelmäßigen, fast zwei Meter weiten Abständen die Grasnarbe der Steppe. Gut ausgerichtet, in gerader Linie, steigen diese Häufchen die Schrägung des flachen Landes hinab, durchqueren die Talmulde und verlieren sich allmählich zwischen den hohen, gelbgrünen Wolfsmilchstauden und silbergrauem Wermutgesträuch der jenseitigen Steigung. Blindmollhügel sind's. Der Kundige sieht es sofort. Denn der Maulwurf häufelt zwar fast die gleichen oberflächlichen Merkzeichen seiner Tunnelbauten, jedoch nie so systematisch ausgerichtet; er wirkt bald hier, bald dort, in verschiedenen Richtungen und Abständen, bald einzeln, bald in Gruppen seine Maulwurfshügel auf. Anders der Blindmoll, auch Blindmaus genannt. Mag er auch kreuz und quer minieren, die Ausschachtungen erscheinen in den meisten Fällen in Linie aufmarschiert und rufen zuweilen den Eindruck hervor, als sei hier vom Feldmesser eine Grenzlinie markiert.

Die letzten Häufchen der langen Reihe erscheinen noch ganz frisch, wahrscheinlich sind sie erst in den voraufgegangenen Abendstunden oder am frühen Morgen aufgeschichtet. Deffnen wir vorsichtig einen dieser feuchtbraunen Erdhügel und legen die 7 bis 8 Zentimeter weite Röhre frei, so dauert es gewöhnlich nur einige Minuten, und des Blindmolles dicker, blaugrauer Kopf mit den mächtigen, freistehenden Zähnen unter der breiten Schnupfernase erscheint plötzlich in der Deffnung.

Ein merkwürdiger, zähnefleischender, ja trotz seiner Kleinheit — er wird 20 Zentimeter lang — Furcht einflößender Geselle in graugelbem Pelzkittel mit bläulicher Unterwolle. Und das Merkwürdigste — ohne Augen!

Doch ehe wir uns diesen sonderbaren Wühler recht betrachten können, hat er sich schon wieder in sein Verließ zurückgeschoben und beginnt sofort durch ruckweises Vorstoßen von lockerem Erdreich den freigelegten Schacht zu vermauern. Denn erstens wünscht dieser finstere Einsiedler keinen unliebsamen Besuch von Eidechsen, Kröten und Mäusen, und zum anderen sperrt er dadurch auch von vornherein seinen Erzfeinden — den Wieseln und Schlangen — vorsichtshalber die Haustür vor der Nase zu. Und dann kann er auch die frische Luft auf die Dauer nicht vertragen.

Die stets dicht geschlossenen Türen und Fensterladen seiner düstern, unterirdischen Behausung lassen niemals Luft noch Sonnenwärme eindringen, bedingen eine immer dumpfmuffige, feuchtkühle Atmosphäre.

In offenen, luftigen Käfigen gehaltene Blindmollen nahmen anfangs die reichlich gebotenen Kartoffeln und Wurzeln von Ackerquecken, ihre bevorzugten Leckerbissen, begierig auf, verfielen aber meistens nach 12 bis 24 Stunden in Agonie, atmeten unregelmäßig und oberflächlich, und gingen gewöhnlich nach höchstens 48 Stunden an einer Lungenlähmung ein.

Brachte ich solche Todeskandidaten im ersten Beginn der Agonie in meinen sehr primitiven, tief in Lehmboden gegrabenen Keller, so holten sie sich hier in der feuchtkühlen Luft in den meisten Fällen schon in wenigen Stunden.

Mit dem Erwachen stellte sich auch regelmäßig der Appetit wieder ein. Darauf in großen, meterhoch mit Erde angefüllten Kisten untergebracht, wühlten diese zu neuem Leben erwachten Gefangenen noch wochenlang im besten Wohlbefinden darin herum, bis sie gewöhnlich durch Zernagen der Bretterwände in die geliebte Freiheit entweichen konnten. Und jeder dieser Ausreißer benutzte die wiedergewonnene Freiheit sofort dazu, sich von neuem in ein selbstgegrabenes, unterirdisches, fest nach außen abgeschlossenes Gefängnis einzukerkern.

Ein sonderbarer Patron, der seiner blindwütenden Passion zum Graben sogar seine Augen opfert!

Ursprünglich war auch dieser Maulwurf unter den Nagern mit Augen ausgerüstet. Mit ziemlich großen Augen sogar, die noch als unbewegliche, in dicke Fettpolster eingebettete Rudimente die Orbita (Augenhöhle) ausfüllen. Die Blindheit ist also eine später erworbene Eigenschaft, die sich jetzt konstant vererbt.

Sein Kollege im schwarzen Samtmantel, der Maulwurf, der dieselbe Wühl- und Minierarbeit leistet, ging bedächtiger zu Werke und erfreut sich noch heute seines Augenlichtes. Er verschaffte sich geeignete, breite Grabkammern, die er so geschickt verpackte, daß sie beim Graben die kleinen Augen vollständig überdecken und als gutangebrachte, seitliche Schutzklappen das Eindringen von Sand und Erde in die empfindlichen Sehorgane verhindern. Der Blindmoll aber besitzt keine derartigen Schaufelwerkzeuge. Er braucht sie auch nicht. Denn als reiner Vegetarier, wie ursprünglich alle Nager, fand er überall sein Tischlein gedeckt mit zarten Gräsern und Pflänzlein. Doch mit der Zeit wurde er ein Feinschmecker, ein ausschließlicher Liebhaber von allerlei zartem und weichem Wurzelwerk.

Da die kleinen, kurzen Füßchen mit den schwachen Nägeln als Grabinstrumente wenig leisteten, begann er mit den mächtigen Meißelzähnen das Erdreich fortzustemmen, um die begehrteten Wurzeln freizulegen. So grub sich dieser Wurzeltepp auf der Suche nach seinen Delikatessen immer tiefer in den Boden hinein, grub lange Gänge und ganze unterirdische Galerien aus. Bei dem steten Graben mit den Zähnen, wobei der Kopf fest gegen das Erdreich gepreßt werden mußte, war es selbst bei festgeschlossenen Lidern nicht zu vermeiden, daß Sand und Grundmassen in die Augen eindrangen. Dauernde, schmerzhaft Entzündungen und ewig wunde Augenlidränder waren die Folge. Wegen der heftigen Schmerzen wurden die wunden Augen fest geschlossen gehalten und — die frischen Wundflächen wuchsen mit der Zeit zusammen. Auf solche Weise erlangte dieser Wurzeljäger allerdings einen guten Augenschutz, jedoch in einer Form, die zwar dauernd alle Fremdkörper von den empfindlichen Organen abhält, den Besitzer aber gleichzeitig für immer erblinden ließ.

Alle Blinden meiden die Doffentlichkeit, sie fühlen sich nur in ihrem Heime wohl und zufrieden. So auch unser Blindmoll. In seinem unterirdischen Reich führt er ein einsames, arbeitsreiches Leben. Schwelgt er in Gülle und Fülle, so sorgt er für kommende, knappe Zeiten. Borratskammern werden gebaut und mit lederen Kartoffeln und Wurzeln angefüllt. Nicht etwa für den Winter! Einen Winterschlaf kennt der Blindmoll nicht. Naßlos gräbt er das ganze Jahr hindurch. Witten im Winter sah ich oft frisch aufgeworfene, schwarzbraune Blindmollhügel die Schneedecke überragen. Und sie berieten mir die Werkstätte, wo in dieser sonst so arbeitslosen Zeit ein unermüdlicher Meister in Tiefbauten den Betrieb nicht eingestellt hatte.

Solange der Graufittel die Acker nach Quecken- und Graswurzeln durchhöht, also der Unkrautvermehrung steuert und den Boden

durchlüftet, läßt ihn wohl jedermann in Ruhe. Verlegt er jedoch seine Tätigkeit in die Kartoffelacker, dann allerdings muß der Landmann sobald als möglich gegen den unliebhaften Gast einschreiten. Lange Reihen vorzeitig vertrockneten Kartoffelkrantes bezeichnen den Erntezug des Blindmolls, der hier im lockeren Boden nur selten einen Erdhügel aufwirft. Meist nur dort, wo eine größere Vorratskammer ausgeschachtet wurde. Beim Graben nach dem geheimnisvollen Kartoffeldiebe stößt man dann gewöhnlich auf eine ganze Reihe solcher Vorratskammern. Sie liegen mindestens einen Meter tief im Boden — frostsicher! — und enthalten jede einzelne bis zu 10 Kilogramm Kartoffeln. Alles schöne, auserlesene Ware, fein säuberlich hineingerollt, auch nicht ein einziges

Stück zertrübt oder mit den Zähnen beschädigt. Der Schlaumeier, er hat längst die Erfahrung gemacht, daß beschädigte Kartoffeln leicht der Fäulnis anheimfallen und dann seine Magazine in übelriechende Schlammlöcher verwandeln würden!

Nicht weit ab von den Vorratskammern befinden sich auch seine Schlaf- und Ruheplätze. Kleine, flach ausgewölbte Höhlen, gepolstert mit dünnen, feinen Wurzelfasern und zuweilen auch mit ganz rischen, grünen Gräsern. Und dieses vom letzten Ausfluge mitgebrachte, frische Grün erzählt uns, daß es auch im Leben der Blindmoll-Beiten gibt, in denen diese finsternen Einsiedler sich aus ihrer Einsamkeit herauswagen. Es könnte uns ferner erzählen von den heimlichen Frühjahrsproben auf der grünenden

und blühenden Erdoberfläche, wo in der Nähe ihrer Bauten in Liebessehnsucht die feuchten Visitenkarten abgegeben wurden, die nur die feinemspindlichen Nasen Gleichgesinnter richtig als Heiratsgesuche zu entziffern verstehen.

Und daß sie sich zu finden wissen, diese weltfremden Blinden, wenn im Frühjahr mit dem Wiedererwachen der Natur die unsichtbaren Gewalten der alles durchdringenden Liebe auch die finsternen Gänge ihrer kleinen Unterwelt durchfluten, daß auch sie dem Rausch der Liebe sich ganz hingaben, davon zeugen im Mai und Juni die vollen Kinderstuben, wo in weichen Graspolstern gewöhnlich 4 bis 5, seltener 6 kleine, nackte Blindmoll sorgsam von der Mutter gehegt und gepflegt einem arbeitsreichen, wenig beneidenswerten Erdenlose entgegenschlummern.

„Lotte is dot!“

Skizze von Artur Schmit.

(Schluß.)

Einige Monate sind seit jener aufregenden Episode vergangen. Es ist Nacht. Soeben bin ich von einer Versammlung heimgekehrt. Leise trete ich ins Zimmer. Marie schlummert sanft und fest. Leise, leise, daß sie nicht in ihrem Schlaf gestört wird. Unhörbar entkleide ich mich im Dämmer der Nacht und kriech' ins Bett.

Doch der Schlaf will nicht gleich kommen. Meine Gedanken weilen zunächst noch bei dem in der Versammlung Erlebten. Dann schweifen Gedanke und Blick auf die nähere Umgebung.

Draußen peitscht der rauhe Herbstwind gegen das schwarze Kanalwasser und jagt kleine grauweiße Schaumkämme vor sich her. Die schlanken Binden biegen sich unter der Wucht des starken Luftdruckes. Fahles Laub raschelt von den Bäumen, der Wind treibt damit sein hastiges Spiel, wirft die Blätter hoch in die Höhe und läßt sie dann in den Kanal flattern. . .

Meine Sinne verwirren sich mehr und mehr. Der Schlaf kommt. Doch noch im Halbschlummer höre ich ein heftiges Händeklatschen, dessen Schall von der Straße heraufdringt. Jemand, der seinen Haus Schlüssel vergessen hat und auf diese Weise Einlaß begehrt.

So etwas ist in der Großstadt eine allnächtliche Erscheinung und ich lege darauf wenig Gewicht. In der Regel sind ja dann die Angehörigen schnell zur Hand und werfen dem Einlaß Begehrenden den Schlüssel zu. . .

Ich bin hart am völligen Einschlafen. Plötzlich schwirrt ein jäher Hagel von Sand und kleinen Steinchen gegen das Fenster. Hastig richte ich mich im Bette auf.

Walt das nicht unserm Fenster? Ich springe aus dem Bett, um nachzuschauen.

Auf der Straße bemerke ich die dunklen Umrisse einer männlichen Gestalt. Sie schleudert soeben wieder einen Hagel von Sand und Steinchen empor und zwar gegen das Fenster meines Nachbarn. Es gilt also Schulzes. Und diesmal wirkt das nächtliche Bombardement. Schulze öffnet das Fenster und schiebt vorsichtig seinen dicken Kopf durch die Oeffnung.

„Waher,“ so schallt's in schreckerfülltem Tone von unten herauf, „Waher, seid Ihr wach? Um Gotteswillen, kommt doch bloß! Lotte is dot!“

Ein unartikulierter Laut entringt sich dem Schlunde des Alten.

Hastig wird das Fenster zugeschlagen. . .

Nebenan höre ich lebhaftes Stimmengewirr. Schulze und sein Ehegespons diskutieren aufgereggt. Wahrhaftig aufgereggt! Also hat diese Gesellschaft doch auch noch einiges Gefühl. . .

Und jetzt höre ich sogar ein herzbrechendes Aufschluchzen. . . Allerdings, es handelt sich

hier wohl um die Tochter. Jedenfalls ist da irgendein Malheur passiert. Schon höre ich das Getrappe von Stiefeln und Schuhen nebenan. Eilig läuft's hin und her. Ich unterscheide deutlich den hastigen Schritt der Alten, und Schulze stöhnt und pustet schwerfällig. Jetzt höre ich auch schon das Quietschen der Nachbartür. Hastige Schritte nach unten. Knarrend öffnet sich bald darauf die Haustür.

Ich höre noch ein aufgeregtes Hin- und Herfragen, einen lauten Schreckensruf, und dann verhallen bald die Schritte der drei sich schnell Entfernenden auf dem Trottoir. In ihrer Mitte befindet sich der mühsam watschelnde Alte.

Marie schlummert immer noch sanft und fest. Ich muß sie nun doch wohl stören, die Sache erscheint mir zu wichtig. Ich rufe sie leise.

„Marie, hast Du nichts gehört?“

Sie antwortet zunächst verträumt. Dann erwacht sie gänzlich. Mit einem Ruck ist sie hoch.

„Was ist denn los?“

Ich erzähle ihr das soeben Erlebte. Dann tauschen wir unsere Meinungen aus. Wir kommen zu dem Schluß, daß wohl Schulzes Tochter irgend etwas zugestoßen sein müsse. Jedenfalls ein Unglück.

Doch das aufkeimende, menschliche Mitgefühl mit diesen Leuten will zunächst gar nicht recht aufkommen. Schadet eigentlich gar nichts, wenn diese verkümmerten Egoisten auch einmal erfahren, wie einem zumute ist, dem das Liebste entrisen wird. Vielleicht werden sie dadurch besser und legen wenigstens etwas ihren ekelhaften Indifferentismus ab gegenüber allem, was nicht zur Firma Schulze und Kompagnon gehört. . .

Aber immerhin. Traurig ist der Fall doch. Es sind ja auch Menschen. . .

Leise kommt der Schlaf. Und ich träume vom Nachbar Schulze, der am Sarge seiner Tochter steht und Tränen vergießt. Wirkliche Tränen.

Ich gestehe, ich war am nächsten Morgen doch etwas neugierig. Meine Gattin durch ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht noch mehr als ich. Sie redet mir zu, doch mal nachzufragen, man sei doch immerhin der Nachbar. . .

Ich lasse mich überreden. Ich klopf' das erste und letzte Mal in meinem Leben bei Schulzes an. Schüchtern und traurig. Die Benutzung der elektrischen Klingel wäre mir angesichts der Majestät des Todes, die dieses Zimmer gestreift, als eine Profanierung erschienen.

Ich klopf' also. Und ebenso schüchtern, wie mein Klopfen geschah, öffnet sich auch die Tür und Madame Schulze steckt ihre spitze Nase heraus.

Die trübten Neuglein der Alten schwimmen in Tränen, Tränen tropfen auch aus der Nase. Das Gesicht übernächtig und abgehärtet. . .

Ich errate alles.

„Entschuldigen Sie, Frau Schulze — mein Beileid. Auch für Ihren Mann.“

„Ach, der arme Mann! Der kann sich ja nu erscht ja nich fassen! Sigt un weent un weent un sigt da wie't liebe Leiden! Nee, aber ooch det Mallehr! Nee, unse liebe, jute, arme Lotte!“

Ich stehe tief erschüttert. Und ich berene angesichts dieses fürchterlichen Dramas tief meine anfänglich aufgetauchte Abneigung gegen die Leute.

„Aber wie ist denn das Malheur gekommen —“

„Ach, wissen Se, unse Lotte wa ja inma 'n bißken zänklich, aber sonst wa se jut. Festan abend konnt' se aus 'n Nesterang und woll'n zu Hause, da fligt so 'n ollet dämlichet Auto ran, un — nee, id sagel Det Mallehr!“

Und die Tränen der Aernsten fließen unaufhaltbar. Frau Schulze schluchzt herzbrechend.

Und ich stehe tiefgerührt ob solcher echt mütterlicher Gefühlsausdrücke.

„Na, und dann?“

„Ja, nu heer'n Se bloß. Lotte wa wie von Ketten los. Ganz wietend springt se druff los uff det Auto und da wa ooch det Mallehr schon da. Gleich direkt'emang dotjefahren — breet wie 'ne Padde.“ . . .

Ich stube.

„Ja, hören Sie mal, Frau Schulze, wer ist denn Lotte —“

„Na, unsa Hund, Friedans Spitz! Nee, det Mallehr! So'n sjeet Tier.“ . . .

Bei den ersten Worten der würdigen Dame war ich zurückgeprallt. Entsetzt und ernüchtert startete ich auf die Alte, deren Tränen wie Bäcklein rannen. Aus dem Innern der Stube klang jetzt auch ein menschliches Winseln. . .

Dann aber knallte erst eine Tür ins Schloß und dann noch eine. Und ich war wieder in meinen vier Pfählen.

Marie hatte alles mit angehört. Jetzt in diesem Moment machte sie kein besonders geistreiches Gesicht, obwohl sie doch sonst im gewöhnlichen Leben über einen ganz angenehmen Gesichtsausdruck verfügt.

Wortlos starteten wir uns beide ins Antlitz. Und dann brach sich ein doppelstimmiges, befreiendes Lachen Bahn. Ein herzlich-ärgerliches Lachen. . .

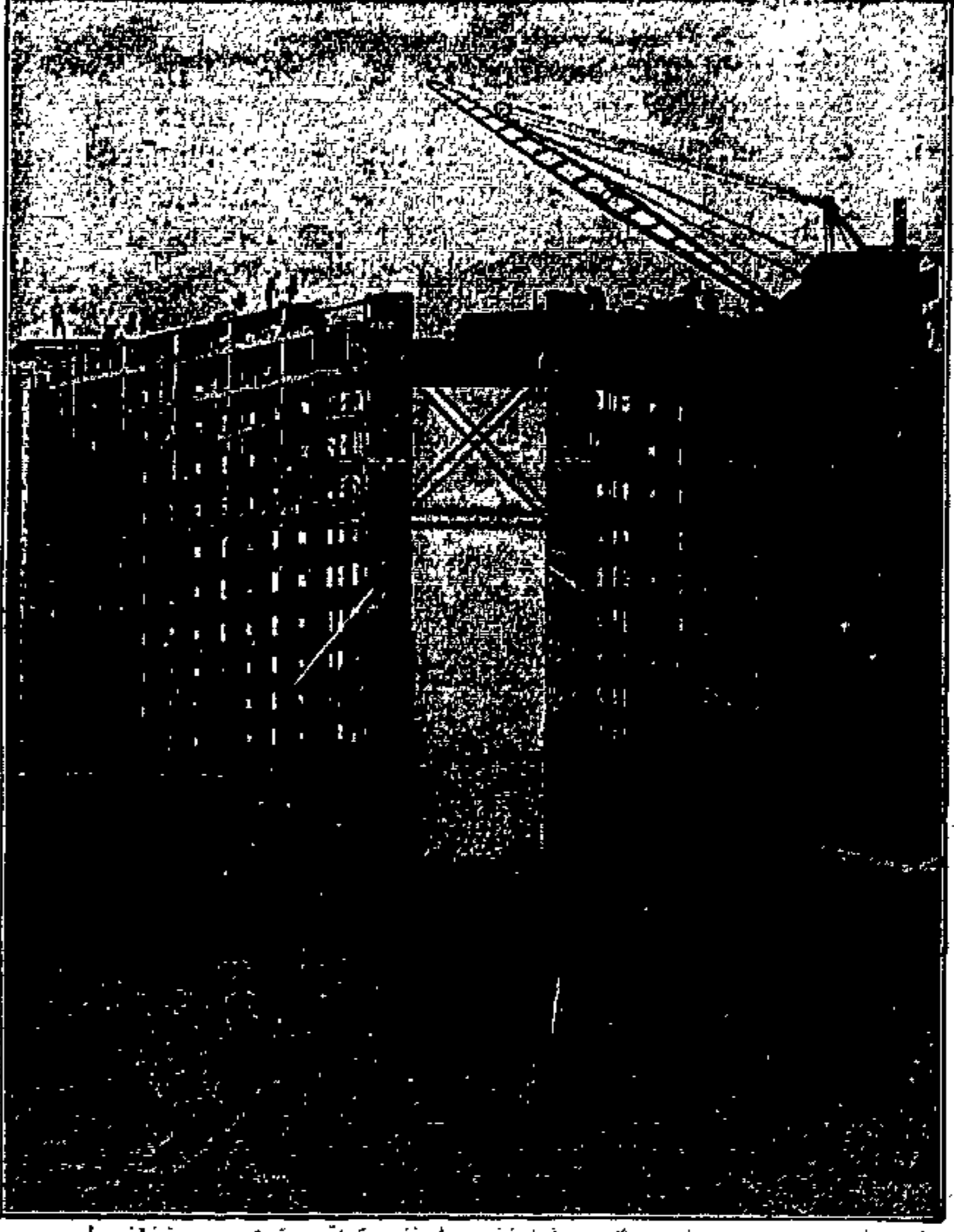
Ein Vorläufer Jathos. Wie man in früheren Jahren imbotmäßigen Priestern auch in der protestantischen Kirche mißspielte, zeigt folgender Verweis, der aus den nachgelassenen Papieren eines württembergischen Beamten mitgeteilt wurde: „Pfarrer in Leonbronn! Nun kommt Er auch einmal wieder vor das herzogliche Consistorium, heillosen Trost, leberlicher Gesell, Laster, habituiertes (gewöhnheitsmäßiges) Laster, 20-jährig aneinandergewachsenes Laster, Ignorant von Haus aus, Idiot von seher, versoffener Papst, Branntweinlieb, Bierlägel, Sünden-Claall! Das ist jetzt das letzte Mal, wir sehen einander nimmer. Bei dem geringsten Exzeß (es darf zwar — d. h. es braucht gar — kein Exzeß, sondern nur ein kleiner Fehler sein) ist Er ohne Gnade kastirt. Er hat zwar die Gnade kastirt werden sollen, das hochprekäre geheime Mathescollegium hat aber die Gnade noch Gnade vor Recht — versteht Er mich? — vor Recht ergehen lassen, und befohlen, man soll Ihn noch einmal rechtschaffen pöken, was hiemit geschieht.“ — Dattiert ist dieser Verweis „Stuttgart, geschehen den 26. September 1750“ und unterzeichnet „Fromman, Consistorialrath.“ Man sieht, in der Form sind die Verweise doch erheblich milder geworden. Was der Pfarrer von Leonbronn eigentlich verbrochen hatte, war leider nicht festzustellen. Doch scheint der Schnaps dabei im Spiele gewesen zu sein. — r.

Insekten, die Metalle fressen. Häufig hört man von unliebsamen Wahrnehmungen in neuerbauten Häusern, deren scheinbar rätselhafte Ursachen früher zu den absonderlichsten Erzählungen Anlaß boten. Es ist ja sicherlich eine Ueberraschung, wenn man abends in dem vom Lampenschein erhellen Wohnzimmer arglos plaudert und plötzlich von wespenartigen, auffallend großen (3—4 cm), stahlblauen Tieren umschwärmt wird, die laut brummen, gerade wie Hornissen. Niemand kann sich das rätselhafte Erscheinen dieser ungebetenen Gäste erklären, die ebenfalls in der dunklen Nacht verschwinden, wenn die Fenster geöffnet werden. Es waren Holzwespen aus der Gattung Troceridae, deren wichtigste Arten, die gemeine Kiefernholzwespe (*Sirex juvenicus*) und die Niesen- oder Fichtenholzwespe (*Sirex gigas*) wiederholt in Wohnungen angetroffen wurden. Nach langem, mühevollen Kampfe hatten sie sich mit ihren scharfen Mundwerkzeugen aus ihrem düsteren Gefängnis, einem Balken, befreit und die Diele durchbohrt, um nun unter fröhlichem Summen die lang ersehnte Freiheit zu genießen.

Diese Holzwespen müssen sich ihr Plätzchen an der Sonne, das sie nur wenige Monate, von Juni bis Anfang Oktober, inne haben dürfen, schwer genug erkämpfen. Nur den Stärksten und körperlich Kräftigsten gelingt es, nach einer Entwicklung, die so langsam, unregelmäßig und unter den unglaublichsten erschwerten Umständen vonstatten geht, daß Jahr und Tag darüber vergehen können, unter den erwärmenden Strahlen der lebenspendenden Sonne in dem wirzig duftenden Kiefern- und Fichtenwald zu schwärmen. Aus der langen Dauer der Entwicklung erklärt sich auch die Tatsache, daß manches Jahr viele Holzwespen schwärmen, während dann wieder jahrelang nur wenige oder keine angetroffen werden. — Während des Hochsommers schwärmen die stahlblauen, walzenförmigen, mit feinen geäderten gelben Flügeln versehenen Holzwespen unter lustigem Brummen von Baum zu Baum. Der halbkuugelige Kopf mit seinen fadenförmigen, vielgliedrigen Fühlern hebt sich scharf von dem Körper ab. Der Hinterleib endigt in eine Dornspitze (Asterdorn). Die rotgelben Beinchen sind gedrungen, und die Schienen der Vorderfüße nur mit einem Enddorn bewehrt. Zwar sind die Holzwespen bei ein und derselben Art hinsichtlich der Größe sehr verschieden, aber gewöhnlich werden die Männchen um die Hälfte kleiner als die Weibchen, die mit einem langen, geraden, hervorstehenden Legeböhrer ausgerüstet sind. Er geht von der Mitte des Hinterleibes aus, besteht aus zwei seitlichen Platten und einem gesägten, unterhalb rinnenartig ausgehöhten Stilett und überragt die Leibesspitze. Larve und Lebensweise sind bei beiden in Deutschland vorkommenden Arten gleich, nur wird die Niesen- oder Fichtenholzwespe größer und stärker. Kopf und Mittelteil sind schwarz behaart, Fühler und Beine und der Hinterleib gelb. Im September bis Anfang Oktober kann man nun die Weibchen beider Wespenarten in der für die Gattung charakteristischen Stellung an stehenden und gefällten Baumstämmen sitzen sehen, wie sie den unter einem rechten Winkel gestellten Bohrer in den Splint des Holzes einbohren und ihre Eier absetzen. Bald kriechen walzenförmige, dicke, fleischige Larven aus, die mit sechs Stummelbeinchen

versehen und von weißlicher Farbe sind, wie alle im Dunkeln lebenden Larven. Wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit Raupen werden sie auch Astertraupen genannt. Diese augenlosen Larven haben recht kräftige, ungleich ausgebildete Oberkiefer, von denen der rechte niedergebückt ist mit wagerecht gestellten Zähnen, und der linke seitlich zusammengedrückt mit senkrecht gestellten Zähnen. Der letzte Hinterleibsring trägt einen kurzen, aufwärts gerichteten Dorn. Kräftig für den harten Kampf ausgerüstet, der nun bevorsteht, tritt die Larve ihre Wanderung nach dem Innern des Stammes an, bohrt sich einen zuerst feinen, dann mit zunehmendem Wachstum breiter werdenden geschlängelten Gang, den sie aber hinter sich herart kunstgerecht mit Spänen und Ausswurf verschleßt, daß das geschärft Auge eines Forstmannes dazu gehört, um auf Schnitten durch das Holz diese Gänge zu erkennen, die für das Leben des Baumes selbst keineswegs störend oder nachteilig sind, wohl aber für die Holzindustrie.

Es ist ein großes Glück für die Larve, daß sie nicht weiß, was mit dem Stamm alles geschieht, in dem sie ihre Wohnung aufgeschlagen hat; unbestimmt



Schleusen für den Panamakanal.
Unsere Aufnahme zeigt eines der gewaltigen Schleusenore, welche sich jetzt beim Panamakanal in Bau befinden.

um diese Veränderungen entwickelt sie sich zusehends. Der Gang wird immer breiter, bis er mit 5 mm seine größte Breite erreicht hat. Nun ist auch endlich die Zeit zum Verpuppen gekommen. Am Ende des Ganges wird ein erweitertes Puppenlager gebohrt, in dem die helle Puppe mit dem Kopfe nach außen ruht. Es war ein schweres Stück Arbeit, bis die Puppe ihre wohlverdiente Ruhe finden konnte, und lange Zeit ist darüber vergangen, bis es endlich so weit war. Wie lange diese Entwicklung gedauert hat, läßt sich mit Bestimmtheit gar nicht feststellen; kommt es doch vor, daß man an ein und demselben bewohnten Stamme Larven und Puppen verschiedener Größen und Wespen gleichzeitig antreffen kann. Doch läßt sich mit Gewißheit sagen, daß sicherlich mehr als ein Jahr darüber hinging, bis sich die Larve verpuppen konnte.

Endlich ist die Stunde gekommen, da die Wespe aus der Puppe hervor kommt, und mit ihrem Erwachen wird auch das Verlangen rege, nun schnell dieses eng und dunkle Gefängnis zu verlassen. Gar groß ist die Zahl der erschwerten Umstände, mit denen die Wespe zu kämpfen hat, und nur zu oft erlahmt die Kraft, um die mühevollen Arbeit fortzusetzen. Endlich, nach anstrengender, monatelanger harter Arbeit ist das Holz glücklich durchbohrt und der Tag der Freiheit angebrochen. Zwei und ein halbes Jahr waren vergangen, seitdem die Eier in den Fichtenstamm abgelegt wurden, der nun bald darauf aus dem Wald in das Haus gebracht und ein Teil davon zu Dielen verarbeitet wurde, aus denen sich soeben nach glücklich vollendeter Entwicklung und zu dem großen

Erstaunen der Bewohner die Holzwespen hindurchgebohrt hatten. Was wird aber aus den anderen Eiern, die von dem sorgsamem Mütterchen an dem gleichen Stamm abgelegt wurden und aus dessen übrigen Teile man — um einen recht schwierigen Fall anzunehmen — Kasten gezimmert hat, die zum Aufbewahren von ägenden Säuren dienen sollten und daher außen mit Bleiplatten beschlagen waren? Auch hier gelang es der Larve, sich nach Jahren aus dem Holze herauszuarbeiten; alsdann aber stand sie plötzlich vor einem neuen Hindernis, das sich nahezu als unüberwindlich erwies und jedwede Aussicht auf Freiheit für immer zu rauben schien! Die Larve hat sich verpuppt und die Sorgen um Befreiung der jungen Wespe überlassen. Doch für diese gibt es kein langes Überlegen mehr, der Drang nach Freiheit ist in dem Tierchen viel zu sehr entwickelt, um es vor einem derartigen Hindernis zurückschrecken zu lassen, und so geht es mit seinen scharfen Mundwerkzeugen tapfer daran, sich durch die Bleiplatten hindurchzuzerknagen. Es war wahrlich keine leichte Arbeit, diese 4 mm dicke Platte zu durchdringen, und häufig war die Wespe gezwungen, ihre Arbeit zu unterbrechen, um neue Kräfte zu sammeln. Endlich war ihr doch der Sieg beschieden, und mit Siegessummen konnte sie aus dem Kerker sich in die Luft erheben, und ließ zur großen Verwunderung des Westlers kreisrunde Löcher in der Bleiplatte zurück, deren Ursachen wohl zu den verschiedensten Vermutungen Anlaß gaben.

Die überraschendsten Beispiele für die erstaunliche Geschicklichkeit der Holzwespen, sich auch durch Metalle den Weg ins Freie zu bahnen, liefern die Veröffentlichungen der Pariser Akademie der Wissenschaften, der seinerzeit eine Anzahl von diesen Insekten durchbohrter Bleiplatten und Bleikasten vorgelegt wurden. Ein Paket mit Patronen, das dem Marschall Vaillant während des Krimkrieges vorgelegt wurde, zeigte sich gänzlich von Larven der Kiefernholzwespe durchbohrt, von denen man noch einige Exemplare in den Gängen selbst vorfand, und das er im Jahre 1857 der Akademie der Wissenschaften übersandte. Während jener interessanten Sitzung der Akademie, in der der französische Naturforscher S. Milne-Edwards das Ergebnis seiner Untersuchungen über die metallbohrenden Holzwespen mitteilte, erwähnte auch der Zoologe Duméril, daß ihm vor Jahren Patronen aus dem Arsenal von Turin vorgelegt wurden, die in 4—5 mm Dicke von Holzwespenlarven durchbohrt waren. Die Patronen lagen in einem Kästchen aus Lärchenholz. Die Larven hatten zunächst die Fahndauben durchbohrt, und als sie glücklich aus dem Holz heraus waren, die Patronenhülften und schließlich auch die Kugeln mit ihren Gängen durchzogen. Von den anderen Beispielen, die Milne-Edwards in seinem interessanten Bericht anführte, erwähnen wir noch Bleiplatten aus der Bedachung des Krankenhauses zu Lyon, die angeblich von den kleinen Borkenkäfern durchbohrt worden sein sollen, die aber, wie Milne-Edwards feststellte, in Wirklichkeit Bohrlöcher der Niesenholzwespe enthielten. Sogar typographische Klischees, die in Papier und Karton eingepaßt waren, zeigten Bohrgänge von 4 mm Durchmesser und 14 mm Länge, die von Sirexlarven herrührten. Auch aus Deutschland liegen Berichte vor, nach denen die Holzwespen in ihrem Drang nach Freiheit ganz gewaltige Kraftleistungen verrichtet haben. Frehm erwähnt in seinem „Tierleben“, daß 48 mm dicke Bleiplatten eines Kastens im neuen Münzgebäude in Wien von Holzwespen durchbohrt waren. Auch in den Bleilagerungen der Bleikammern in Schwefelsäurefabriken in Ruzdorf und Freiberg sind mehrfach Durchbohrungen der Holzwespen beobachtet worden. g. t.

Die sogenannten Bambushüte, die neuerdings immer mehr in Aufnahme kommen und dem Panamahut große Konkurrenz bereiten, werden auf den Philippinen hergestellt. Das Material dazu liefert nicht nur der Bambus, sondern auch eine Palmenart, die Duripalme. Das Fasergewebe dieser Pflanzen wird auseinandergetrennt, gewaschen und dann gedämpft oder gelocht. Darauf wird das Material getrocknet und gebleicht. Je nachdem man die Faser von dem noch geschlossenen Palmblatt, von der Mittelrippe der einzelnen Fiedern oder aus dem Blattstengel gewinnt, hat man billigeres oder besseres Material. In der Herstellung kosten die Hüte etwa 60 Pfennig bis 50 M. Die Ausfuhr dieser Hüte von den Philippinen hatte im Jahre 1911 einen Wert von über 1200000 M. Im Jahre 1908 betrug der Ausfuhrwert noch nicht ganz 700000 M. —no.